

Zeitschrift: Fraueztig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1987-1988)
Heft: 24

Artikel: Annie Lennox
Autor: Burchill, Julie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Julie Burchill über: Annie Lennox

Eine der nettesten Sachen an 1985 war der Aufstieg Madonnas und ihrer Cartoon-Kapriolen und der Niedergang der Eurythmics samt ihrer neurotischen Krakeleien. Ich weiss nicht, ob man sich erinnert, aber sowohl 1983 wie 1984 (Jahr und Soundtrack) waren Eurythmics *verseucht*. Es gab keinen, der sie nicht liebte. Wann immer ich einen Senkrechtkrämer sah, war mein simpler Wunsch: «Bitte, lass die Eurythmics bei einem Flugzeugabsturz schmerzlos sterben.» Dennoch, alles Elend hat einmal ein Ende, und der Kahn der Eurythmics scheint endgültig und gründlich versunken. Von den Dire Straits als grosser Konsenssound des letzten Jahres abgelöst, gerät alles, was sie anfassen, zu blossem Wassertreten. Die Eurythmics waren die 60er Version der 80er, präsentiert von streng den 70ern verpflichteten Typen. Er hätte sich geradeso gut HIPPIE auf die Stirn tätowieren können, sie dagegen war eine bunte Palette flatterhafter Fimmel: z.B. ihr Interesse an von östlichem Scheissdreck strotzenden Religionen und ihre Ehe mit einem Sektenfrüchtchen (sehr süß, sehr kurz, sehr Siebziger), Steuerexil in Frankreich und unberechenbarer, sprunghafter Feminismus (der in einer Minute insistierte, dass *sisters are doing it to themselves*, um in der nächsten in Tränen auszubrechen – Margaret O'Brien an Regisseur: «Soll ich aus dem linken, dem rechten oder aus beiden Augen weinen?» – und aller Welt zu erzählen, wie viel ihr ihr Mann bedeutet hat). Von allen zurechtrisierten Hippies – Police, Thompson Twins – die in die Bresche schlüpften, die Punk geschlagen hatten, waren sie die schlimmsten. Der Powerpop-Abklatsch 1979, das Spiel mit Geschlechterrollen und Synthesizern 1983, die prominenten Freunde im «Who's That Girl»-Video «1984», der Tu-den-Neger-in-den-Tank-Missbrauch von Aretha Franklin und Stevie Wonder (Annie und Dave sind Mr. und Mrs. Beige; jeder schwarze Künstler, auf den sie ihre verschwitzten Pfoten legen, wird so sicher zu einem Funky Fondué blanchiert, verweicht und verröhrt, als hätte er sich in dem Teint-Killer gesuhlt, der in Dalstoner Drogenfrei verkäuflich ist) – angesichts einer solchen Einkaufsliste unverschämten Opportunismus' fragt es sich, warum ihnen immer noch so grosszügig Kredit auf eine Integrität gewährt wird, von der sie offensichtlich weniger als nichts haben.

Ein Grund ist die Stimme, von der man stets in krypto-religiöser Ehrfurcht spricht. Von ihrer «Reinheit» und «Klarheit» ist die Rede,

aber, im Ernst, wer verlangt Reinheit und Klarheit von einem so unverschämt dreisten und schönen Monster wie Popmusik? Auf Klarheit und Reinheit achtet man beim Kauf von Olivenöl. Jemand, der beim Tod von Sandy Denny weinte – *das* ist die Sorte Leute, die Annie Lennox' Stimme schätzen.

Die beiden grossen Schulen der Chanteuse sind: rein und schmutzig. Schmutzig sind Veronica Bennet, Deborah Harry, Madonna. Rein sind Judy Collins, Joni Mitchell, Joan Baez, Annie Lennox. Diese reinen Stimmen liebt der Schlappschwanz aus dem einfachen Grund so sehr, dass sie so unbedrohlich sind – die Stimmen des weiblichen Eunuchs. Die Klimmzüge, die unternommen werden, um Miss Lennox als Fackelträger des modernen Feminismus herauszustellen, sind vielleicht das insgesamt Trübseligste, bedenkt man ihre Unselbständigkeit und gerne zur Schau gestellten Wankelmut. Sie legt sich über Kreuz, um die Jungs nicht vor den Kopf zu stossen: «Ich liebe Männer, ich bin verrückt nach ihnen», sagt sie in einem *Face*-Interview von 1983, um hinzuzufügen: «Ich bin nicht schwul.» Was fehlt noch? – «Ich möchte reisen, interessante Leute kennenlernen und mich für *Mr. Right aufsparen?*» Lennox ist die Anti-Madonna, geschmackssicher, wo Miss M. ausgekocht ist, nervös, wo sie sich bestätigt sieht, schutzbedürftig, wo Madonna tough ist. Das ist der Unterschied zwischen Mary Pickford und Theda Bara, zwischen Waschlappen und Vamp.

Und wo Madonna eine Menge von dem verkörpert, was gut an Pop ist – auf Ehre und Gewissen, Blut, Schweiss und Lipgloss – steht Lennox für eine Menge Mieses, besonders die schmierige Überheblichkeit, die dem öffentlichen Zurschaustellen psychischer Wunden – «meine sind anders» – innewohnt; und das in einem Ausmass, wie es seit den Tagen der Grein- und Neurosen-Singer-Songwriter der Frühsiebziger nicht mehr zu sehen war. Madonna gibt sich unkompliziert als mit kräftigen Pinselstrichen hingeworfener Comiccharakter – *gambler, material girl* – mit einfachen Ansprüchen: *a holiday, an angel, to dress you up*. Ihr ganzes Ego ist funkeldes Furnier. Bei Annie Lennox ist das ganze gepflegte Angebot massiv wie eine Zuckerstange. Einem wirklich interessanten Menschen macht es nichts aus, für eine Comicfigur gehalten zu werden; eine beschissene Langweilerin dagegen wird 19 Nervenzusammenbrüche haben, um aller Welt zu beweisen, wie einmalig kompliziert und komplex wir mal wie-

der sind. Miss Lennox, das typisch selbstverliebte Einzelkind, wandte sich von klassischer Musik ab, «weil dort kein Platz für persönlichen Ausdruck war» (erzähl das Yitzhak Perlmann); einen Song erklärte sie: «Ich hatte einmal einen Freund, der starb. Ich versuchte, über die kleinen Dinge nachzudenken, die charakteristisch für ihn gewesen waren, und am Schluss kam etwas über mich heraus.» Man darf wohl annehmen, dass am Schluss auch etwas über sie herauskommt, wenn man Miss Lennox aufträgt, eine Karte von Kurdistan abzuzeichnen. Sie ist halt der Typ dafür. (...)

Seltsamerweise macht sie gerade die Scheusslichkeit ihrer Ästhetik so vielen Leuten lieb und wert. Wie Sting, Dire Straits und Phil Collins sind sie dazu da, die *grey-haired blue-jeaned boys* Schmonzes plärrend in Schlaf zu wiegen. Sie sind der Konsenssound, den es braucht, um den unheimlichen/sexy Sound frecher Rotzlöffel und schreiender Mädchen wegzuputzen. Das einzige, was Punk und Teenthrob gemein hatten, war, dass sie drohten, EI Pop wieder zum Eigentum der Jungen zu machen, zu einer sicheren Pop-Spielwiese für Unterzwanzigjährige. Der Konsenssound ändert all das, schafft, wie einer aus jenen schäbigen Reihen betonte, Musik für Penthouse und Pavement, für Spielplatz und Swimmingpool. Worauf es ankommt, ist Allgemeinverständlichkeit, worauf es anscheinend nicht ankommt – obwohl das das einzige Kriterium bei Popmusik sein sollte –, ist, dass diese Art Musik ebensowenig Sex und Soul hat wie Hirn und Klassenbewusstsein. Man muss sich die Konsensussoundster nur ansehen, nicht einer hat Saft – Sting vielleicht ausgenommen, wenn man Männer mag, die aussehen wie Malcolm McDowell nach einem Autounfall. Sie sehen alle wie Sozialarbeiter aus. Natürlich ist es kein Beinbruch, wenn unsere Popstars wie Sozialarbeiter aussehen – wenn man davon ausgeht, dass der Big Beat mit Clifford T. Ward, nicht mit Elvis Presley, angefangen hat. Ich für meinen Teil glaube, dass es bei Pop um eek! und pow! und wham! und all die anderen vulgären Popkunstlaute geht. Aber ich würde ja auch nicht die Socialist Workers Party wählen – wie darf ich mir da anmassen, den ersten Stein auf modernen Konsenssound zu werfen?

*Julie Burchill über
Prince/Pop/Elvis/Kommunismus/Madonna/Hausfrauen..
Hrsg. von SPEX
Kiwi, Originalausgabe, 1987, Fr. 15.70*